

Kassensturz

ABSTIMMUNG Reicht die Rente im Alter?
Gespräche und Zahlen.

von Simon Muster (Text) und Robin Kohler (Bild)

Der 3. März 2024 könnte gleich in zweierlei Hinsicht ein historischer Abstimmungssonntag werden. Sollte die Renteninitiative der Jungfreisinnigen angenommen werden, würde zum ersten Mal seit der Einführung der AHV 1948 das allgemeine Rentenalter erhöht werden – von 65 auf 66 (das Rentenalter der Frauen wird seit dem 1. Januar 2024 schrittweise auf 65 Jahre angehoben). Danach soll nicht Schluss sein. Das Rentenalter soll künftig mit der Lebenserwartung ansteigen.

Sollte die Initiative für eine 13. AHV-Rente der Gewerkschaften angenommen werden, wäre das der grösste Ausbau des Sozialstaats in der jüngeren Schweizer Geschichte. Analog zum 13. Monatslohn sollen alle Rentnerinnen und Rentner zukünftig eine 13. AHV-Rente erhalten, monatlich zwischen 1225 und 2450 Franken für Einzelpersonen, bis zu 3675 Franken für Ehepaare.

Sofern man den Demoskopen glauben darf, hat nur die Initiative für eine 13. AHV-Rente eine realistische Chance, selbst bei der SVP-Basis wollen 57 Prozent ein Ja einlegen.

Vor diesem Hintergrund beschäftigt sich die politische Schweiz seit Monaten mit zwei Fragen: Wie geht es eigentlich unseren Alten? Und brauchen sie das Geld?

Thomas und Katrin Hauser, 75 und 66 Jahre alt

Es erzählt: Thomas Hauser

Wir gehören sicher zum oberen Mittelstand. Ich war Sekundarschullehrer in Buchthalen, Katrin Kindergartenlehrerin. Da-

mals konnte man seine Stelle noch nicht mit jemandem teilen, Katrin arbeitete nur Vollzeit. Sie bildete sich später zur Musikschullehrerin weiter, um an der Musikschule unterrichten zu können, während ich an meinen freien Tagen die Kinder betreute. So konnten wir die Kinderbetreuung organisieren und beide weiterarbeiten. Für eine künftige Familie mit Kindern wurde unsere alte Wohnung zu eng, und über einen Parteikollegen von mir hatten wir die Möglichkeit, ein Einfamilienhäuschen in Buchthalen zu kaufen. Wir hatten damals nicht genug Geld, aber ein Freund sagte mir, dass ein Mitarbeiter der Kantonalbank einem Lehrer einen Finanzierungsplan aufzeigen könne. Mit einer ersten und zweiten Hypothek konnten wir dann unser Haus kaufen.

Das Geld war auch mal knapp: Alle Kinder wollten Sport treiben, alle wollten in die Musikschule, alle wollten die Matura machen. Da konnten wir nicht mehr so wirbeln wie vorher. Aber es hat uns an nichts gefehlt. Wir hatten ein Auto, ich einen Töff, und wir konnten einmal pro Jahr in die Skiferien fahren sowie im Sommer zwei Wochen ins Tessin, nach Italien oder Kreta. Meine Gattin hat von ihrem Vater ein Randenhüsli geerbt, wo wir viele Wochenenden als Familie verbracht haben.

Vor unserer Pensionierung haben wir uns überhaupt nicht mit unseren Finanzen auseinandergesetzt. Aber wir hatten beide eine dritte Säule, die bei mir mit 60 ausgezahlt wurde, bei Katrin mit 62. Da wussten wir für einen kurzen Moment gar nicht, was wir mit all dem Geld anfangen sollten. Später konnten wir es gut gebrauchen, als wir das Haus in Buchthalen verkauft und die Wohnung, in der wir heute leben, gekauft haben. Wir erhalten

beide die volle AHV-Rente, aber Katrins Pensionskassenrente fällt deutlich niedriger aus, weil sie für viele Jahre selbstständig von zu Hause aus gearbeitet hat und nicht in die Pensionskasse einzahlte. Und die Pensionskassengelder, die sie als Kindergärtnerin in Ermatingen vor unserer Heirat eingezahlt hatte, sind verschwunden. Wir haben damals versucht, das Geld aufzuspüren, aber heute spielt das keine Rolle mehr. Wir haben auch einen Ehevertrag. Wenn etwas passieren würde oder es zu Unstimmigkeiten zwischen uns käme, wäre meine Gattin deutlich besser gestellt als andere Frauen. Wir können auch im Alter problemlos unseren Lebensstandard beibehalten und gehen noch immer gemeinsam auf Ausflüge ins Tessin. Ich würde gerne Kreuzfahrten unternehmen, Katrin erholt sich lieber in der Schweiz.

Die AHV macht bei uns nicht den grössten Teil der Rente aus, aber es ist ein schöner Teil. Bis vor kurzem waren wir beide für eine 13. AHV-Rente – wir haben ein Leben lang eingezahlt und fanden, das Geld stehe uns zu. Aber am Sonntag vor einer Woche waren unsere Kinder zu Besuch und unsere Tochter hat uns von einem Nein überzeugt. Sie hat gesagt: «Spinnt ihr jetzt? Wollt ihr uns 35-Jährige bestrafen? Und wofür, ihr braucht das Geld ja gar nicht.»



Katrin und Thomas Hauser.

*

Wenn man wissen will, wie es den Rentnerinnen und Rentnern geht, hat man zwei Möglichkeiten: Man kann mit ihnen sprechen. Und man kann auf die harten Zahlen schauen. Doch vorneweg: Auch hier sind die Antworten nicht eindeutig.

Da wäre das Bundesamt für Statistik (BFS), die obersten Zahlenhuber im Land. Das BFS veröffentlicht sogenannte Indikatoren für Altersarmut, die neusten Zahlen stammen aus dem Jahr 2021. Damals lag die Altersarmut bei Rentnerinnen und Rentnern bei 15,4 Prozent, deutlich höher als bei der Bevölkerung im Erwerbsalter (6,9 Prozent). Besonders betroffen sind Personen, die nach der obligatorischen Schule direkt in die Arbeitswelt eingestiegen sind, Rentner ohne Schweizer Pass sowie Frauen.

Letztere insbesondere, weil sie wegen Lohnungleichheit und Lohnausfällen aufgrund geleisteter Betreuungsarbeit deutlich weniger Geld aus der zweiten Säule erhalten als Männer.

Jede zehnte Person im Rentenalter hat nicht genügend Geld, um eine unvorhergesehene Ausgabe – einen Autoschaden, eine Spitalrechnung – zu zahlen. Gemäss dem neusten Armutsreport von Pro Senectute befindet sich Schaffhausen mit einer absoluten Armutsquote von 11,8 Prozent im unteren Mittelfeld.

Der Ökonom Marius Brühlhart von der Universität Lausanne verweist allerdings auf eine andere Erhebung der Bundesstatistiker. Diese erheben nämlich auch die subjektive Wahrnehmung der finanziellen Situation der Bevölkerung. Und in diesen Zahlenreihen zeigt sich, dass über die Hälfte der Rentnerinnen und Rentner «sehr zufrieden» mit ihrer finanziellen Situation sind, während es bei den unter 65-Jährigen lediglich 35 Prozent sind.

Auch die *NZZ am Sonntag* relativierte das Problem Anfang Januar und machte ihren Artikel mit einem weissgekleideten Rentnerpaar auf einer Yacht auf. Überschrift: «Die Mär von den armen Rentnern». Der Journalist bezieht sich darin auf eine Studie aus dem Jahr 2022, die im Gegensatz zum BFS nicht nur die Einkommenssituation, sondern auch die Vermögenssituation der Rentnerinnen und Rentner einbezieht. (Die Zahlen stammen aus dem Jahr 2015).

Das Fazit von Studienautor Philipp Wanner im Artikel der *NZZaS*: «Unsere Untersuchung zeigt, dass die Pensionierten nicht nur mehr Vermögen besitzen als die Erwerbstätigen.» Der Hauptgrund: Die Boomer-Generation konnte während ihres Arbeitslebens im allgemeinen Wirtschaftsaufschwung ihre eigenen vier Wände kaufen, die über die Jahre an Wert gewonnen haben; etwas, wovon viele Erwerbstätige heute nur träumen können. Zudem führt die steigende Lebenserwartung dazu, dass Erbschaften immer später anfallen: Zwei Drittel der Erbschaften gehen heute an Personen, die bereits über 60 Jahre alt sind. Mit andern Worten: Die Toten machen heute vor allem die Rentner reicher.

Einen wichtigen Satz aus der Studie lässt die *NZZaS* allerdings unerwähnt: «Das Vermögen korreliert im Allgemeinen mit dem Einkommen, was zur Feststellung führt, dass die Haushalte mit dem geringsten Einkommen – insbesondere Einzeltern- und Einpersonenhaushalte – auch diejenigen mit dem kleinsten Vermögen sind.»

Wer also im Arbeitsleben sorglos lebte, tut das auch im Pensionsalter; jene, die immer knapp bei Kasse waren, sind das auch im Alter.

Marlies und Christian Knobel, 68 und 65 Jahre alt

Es erzählt: Marlies Knobel

Wir haben eigentlich immer Glück gehabt. Ich habe technische Zeichnerin gelernt und später eine zweite Ausbildung zur Pflegefachfrau absolviert. Mein Mann war über 30 Jahre Obergärtner bei Grün Schaffhausen. Bevor unser erstes Kind auf die Welt kam, haben wir zusammen eine grosse Amerika-Reise mit einem VW-Bus gemacht.

Als unser erstes Kind auf die Welt kam, war ich 30. Insgesamt haben wir drei Kinder, alle im Abstand von drei Jahren. Wir haben die Kinderbetreuung zwar untereinander aufgeteilt, aber mehrheitlich übernahm ich die Erziehungsarbeit. Wenn wir mal ein Wochenende weg wollten, konnten unsere Eltern einspringen. Mehr lag aber nicht drin, meine Mutter war als Landwirtin selber noch voll im Berufsleben und lebt heute noch in ihrem Bauernhaus. Als unsere Jüngste in den Kindergarten kam, habe ich wieder angefangen, bei einem Schülermittagstisch zu arbeiten. Dort arbeitete ich insgesamt sechs Jahre, und als unsere Jüngste elf Jahre alt war, stieg ich in einem tiefen Pensum wieder ins Berufsleben ein. Das war 2003. Ich wollte eine neue Herausforderung und natürlich ein wenig zusätzliches Geld, wobei es am Anfang nicht viel war. Mein Mann hat bei der Stadt aber einen guten Lohn verdient. Ich denke, wir sind mittelständische Leute.

Auch mit unseren Kindern haben wir mehrheitlich Campingferien gemacht. Wir haben einen Transit gekauft und ausgebaut. Als die Kinder älter waren, sind wir mit dem Auto auch mal weiter weg gefahren, etwa nach Südfrankreich. Zudem haben wir von Christians Vater ein einfaches Sommerhäuschen auf der Laag geerbt. Wir sind sehr privilegiert, dass wir als Familie dort im Sommer die Wochenende verbringen können. Christian muss den Handwerkern, die manchmal etwas reparieren müssen, jeweils erklären, dass wir keine Bonzen sind.

Wir hatten auch das Glück, dass wir unser Haus ohne grosses Geldpolster kaufen konnten. Die Kantonbank gab uns damals einen vernünftigen Hauszins, wir wohnen seit 34 Jahren hier. Wir konnten uns immer das leisten, was nötig war, blieben aber auch immer auf dem Boden. Wirklich einteilen mussten wir unser Geld erst, als alle unsere Kinder am Studieren waren. Unser Sohn erhielt Stipendien, die Mittlere bekam vom Kanton noch ein Sackgeld und die Jüngste dann gar nichts mehr.



Marlies und Christian Knobel.

Vor der Pensionierung haben wir zusammen unsere Finanzen angeschaut. Wir haben das Glück, dass die Stadt Christian eine Übergangsrente zahlt, sonst würde die Situation ganz anders aussehen. Zusätzlich erhalten wir Geld aus einer dritten Säule. Meine Pensionskasse ist markant tiefer als die von Christian, weil ich lange Zeit zu wenig verdient habe, um überhaupt einzuzahlen, und dann wegen der Kinderbetreuung Teilzeit gearbeitet habe. Wenn wir heute eine hohe Miete für unser Haus zahlen müssten, sähe unser finanzielle Situation deutlich angespannter aus. So können wir aber unseren Lebensstandard halten. Ansparen tun wir heute aber nichts mehr.

Eine 13. AHV-Rente wäre ein schöner Zustupf, aber wir sind nicht deswegen dafür. Unsere Kinder leben heute in Basel und Bern, sie zahlen hohe Mieten und können sich kein Haus leisten wie wir damals. Das wird

im Alter Konsequenzen haben. In einem reichen Land wie der Schweiz ist es doch richtig, dass alle vom Aufschwung profitieren. Es muss nicht alles so bleiben wie früher, es darf auch mal besser werden.

*

Für die, die nach der Pensionierung nicht von ihrer ersten und zweiten Säule leben können, gibt es die Ergänzungsleistungen. Diese, so führen die Gegner der 13. AHV-Rente an, sei ein bewährtes Mittel. Mit der EL würde denen geholfen, die im Alter wirklich darben und nicht auch denen, die im Alter bereits komfortabel gebettet sind. Stichwort Giesskanne. In Schaffhausen lag die EL-Quote 2022 bei 9,7 Prozent, schweizweit bei 12,2 Prozent.

Doch das eingängige Argument hat einen Haken: Die Ergänzungsleistungen unterscheiden sich im Kern fundamental von der AHV. Letztere ist eine Versicherung gegen Altersarmut, in die jede und jeder einzahlt. Die monatlichen Lohnbeiträge sind die Versicherungsprämie, die Renten die Versicherungsleistung. Weil die Politik es seit 1948 nicht geschafft hat, dass die AHV ihr zentrales Versprechen – die Existenzsicherung im Rentenalter – erreichen konnte, führte das Parlament für die Altersarmen 1966 eine Übergangslösung ein, die Ergänzungsleistungen. (Inzwischen ist die einstige Übergangslösung fester Bestandteil des Schweizer Sozialsystems). Aber nicht als Versicherung, sondern als steuerfinanzierte Bedarfsleistung, die man in finanzieller Not

beantragen kann. Etwas zugespitzt: Die AHV verdient man, bei den Ergänzungsleistungen ist man Bittsteller.

Und das führt – ähnlich wie bei der Sozialhilfe – zu Löchern im Sicherungsnetz. Erstens beziehen viele, die rechnerisch Anspruch auf Ergänzungsleistungen haben, diese nicht. Eine Studie der ZHAW schätzt den Anteil der Nichtbezügler auf 16 Prozent. Viele schämen sich, nach einem vollen Arbeitsleben als Bittsteller anzuklopfen.

Zweitens sind die EL – wiederum im Gegenteil zur AHV – nicht bedingungslos. Wer altersarm ist und Ergänzungsleistungen beziehen will, muss dem Staat nicht nur Einblicke in alle Aspekte seines Lebens gewähren, sondern muss auch einen Teil seines Vermögens aufbrauchen. Und drittens sind die Ergänzungsleistungen, weil sie steuerlich finanziert und kantonal organisiert sind, deutlich anfälliger für den Rotstift. Wer bei der AHV sparen will, muss allen die Rente senken oder alle dazu verdonnern, länger zu arbeiten – ein politisches Himmelfahrtskommando. Wer aber bei den Ergänzungsleistungen die Schraube anzieht, wie etwa der Kanton Schaffhausen im Rahmen des Sparpakets EP14, tut das bei einer stillen Minderheit.

Pierre-François «Pepe» Feuillet, 66 Jahre alt

Ursprünglich komme ich aus dem Wallis, aber als mein Vater dort keine Arbeit mehr fand, zogen wir nach Morschach. Bis 1975 hat er gearbeitet, dann musste er Ergänzungsleistungen beantragen, das war ein riesen Gestümm...

Ich habe damals in Luzern eine Ausbildung zum Butler absolviert, was mir Tür und Tor öffnete. In den 1980er-Jahren arbeitete ich in New York für einen Multimillionär. Später habe ich an der Höheren Fachschule für Soziales studiert, mit Spezialisierung auf Geriatrie. Ich hatte eine eigene Bude, in der ich alte Menschen bis in den Tod gepflegt habe. Die Spitex gab es damals ja nicht.

Und dann haben meine Gelenke nicht mehr mitgemacht, die Scheidung kam auch noch und plötzlich hiess es im Alter von 36: «IV», und du fragst dich: «Was jetzt?»

Ich habe Schlottergelenke, angefangen hat das, als ich elf Jahre alt war. Über die Jahre wurde es immer schlimmer, ganz schmerzfrei bin ich bis heute nicht. Damals, in den 90er-Jahren, galt jeder als «IV-Betrüger», am liebsten hätte ich den Blocher persönlich gefragt, ob er mit meinen Gelenken rumlaufen möchte.



Pierre-François Feuillet.

Der Übergang vom Berufsleben zum IV-Bezügler war chaotisch, apokalyptisch. Zuerst habe ich drei Monate lang in meinem Auto gelebt, danach in der Psychiatrie, die mich zuerst einmal wieder aufrichten musste. Wegen einer Gitarre bin ich später nach Schaffhausen gekommen, ich hatte gehört, dass hier jemand Dobro-Gitarren baut. Damals war ich kurz vor 40, seither lebe ich hier.

Frau Hug von Pro Infirmis Schaffhausen erklärte mir, dass meine IV-Rente nicht ausreicht, um davon leben zu können, und dass ich Ergänzungsleistungen beantragen solle. Zuerst habe ich mich geschämt, man muss sich dafür förmlich bis auf die Unterhosen ausziehen. Die alten Menschen, die ich früher gepflegt hatte, sagten immer: «Sicher keine EL, ich will keine Almosen!» Ich verstehe das schon, es geht um Steuergelder.

Einmal wollten sie mir die Ergänzungsleistungen streichen, als meine Mutter gestorben war und meine drei Geschwister und ich das Haus erbten. Und plötzlich war ich vermögend! Geil, oder? Ich musste der SVA beweisen, dass ich Schulden habe, also trotz Erbe kein Geld, damit ich die Ergänzungsleistungen weiter beziehen konnte.

Mit der Pensionierung hat sich an meiner finanziellen Situation nichts verändert. In die zweite Säule habe ich nur wenige Jahre einbezahlt.

Kürzlich habe ich aufzu hartes Brot gebissen und ein Zahn ist ausgefallen. Weil die EL zuerst die Behandlung nicht übernehmen wollte – «es lohnt sich aus wirtschaftlicher Sicht nicht» – verhandelt jetzt die Pro Senectute für mich mit der SVA.

Ich muss mich heute stark einschränken. Stars in Town, Samstagabend, Die Toten Hosen – 90 Franken. Mit ein, zwei Bier und einer Glacé ist man schnell bei 150 Franken. Oder auswärts essen, in der neuen Sushi-Bar zum Beispiel – 60 Franken. Bei meinem Einkommen von 1800 Franken ist das verdammt viel Geld.

Ich mache heute viel Musik bei mir zu Hause, ich male und schreibe, es geht mir gut, heute zumindest. Eine 13. AHV-Rente würde für mich mehr Sicherheit bedeuten, zum Beispiel für den Fall, dass ich eine neue Brille brauche. Oder ich könnte nach über zehn Jahren wieder einmal ans Meer fahren.

Und wenn mich jemand fragt, ob ich möchte, dass auch Millionäre wie Blocher eine 13. AHV-Rente erhalten sollen, oder die italienischen Gastarbeiter, die einst in der GF gearbeitet haben und jetzt in der günstigeren Heimat wohnen, antworte ich: Ja, er hat auch eingezahlt. Ja, sie haben dafür gekruppelt.